

Ulrike Heider, Keine Ruhe nach dem Sturm

Hanloser, Gerhard

In: Sozial.Geschichte Online / Heft 23 / 2018

Dieser Text wird über DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt.

Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

Link: <https://duepublico.uni-duisburg-essen.de:443/servlets/DocumentServlet?id=47054>

Rechtliche Vermerke:

lizenziert nach [Creative Commons – CC BY-NC-ND 3.0]

Ulrike Heider, Keine Ruhe nach dem Sturm

Bertz + Fischer Verlag: Berlin 2018. 308 Seiten, 6 Fotos, € 18,00

Was aus den ehemaligen Galionsfiguren der Revolte von '68 wie Daniel Cohn-Bendit geworden ist, ist bekannt. Auch die biographischen Wendungen des einstigen Straßenkämpfers des *Revolutionären Kampfes*, Joschka Fischer, provozieren nur noch ein müdes Abwinken. Mit Horst Mahler, Bernd Rabehl, Günter Maschke und seit neuestem Frank Böckelmann sind aus Linksradikalen Neue Rechte geworden. Und die ersten Veröffentlichungen gehen schon der Fragestellung nach, wie weit rechts das linke '68 eigentlich war.¹

Ulrike Heider, Jahrgang 1947, ist eine Protagonistin der Revolte, die noch heute dem Anfangsimpetus treu geblieben ist. Von ihr stammen Veröffentlichungen zu neuem und altem Anarchismus in den USA und zu sexualpolitischen Fragen, die bereits im Titel die Sex-positive Grundhaltung des '68er Aufbruchs wiedergeben. Sie bekam als junge Frau die Proteste in der zweiten Hauptstadt der theorieaffinen '68er mit: in Frankfurt am Main. Sie zog 1970 ins legendäre Kolbheim am Beethoven-Platz, Wiege des Frankfurter SDS, Wohn- und Organisationszentrum mehrerer Generationen rebellischer junger Leute. Später lebte sie lange in New York, seit 2013 ist ihr Hauptwohnsitz in Berlin. Ihr nun im Bertz + Fischer Verlag aktualisiert herausgebrachtes Buch

¹ Vgl. als Beispiel einer wenig plausiblen Darlegung: Manuel Seitenbecher, Mahler, Maschke & Co. Rechtes Denken in der 68er-Bewegung?, Paderborn 2013; äußerst differenziert hingegen: Karin Wetterau, 68. Täterkinder und Rebellen. Familienroman einer Revolte, Bielefeld 2017, oder: Matthias Stangel, Die Neue Linke und die nationale Frage. Deutschlandpolitische Konzeptionen und Tendenzen in der Außerparlamentarischen Opposition (APO), Baden Baden 2013. Dass nicht nur für die Linken, sondern auch für die Rechten '68 eine zäsurale Bedeutung hatte und die Rechte sowohl von den Inhalten abgeschreckt, als auch von den neuen (außerparlamentarischen) Agitationsmethoden fasziniert war und ist, zeigt Thomas Wagner, Die Angstmacher. 68 und die Neue Rechte, Berlin 2018.

Keine Ruhe nach dem Sturm ist bereits 2003 bei Zweitausendeins veröffentlicht worden. Nun erscheint es leicht korrigiert und mit einem überaus nützlichen Glossar, das vornehmlich über die Frankfurter Politereignisse und wichtige Personen aufklärt. Das Buch zählt zu den genauesten halbbiographischen Veröffentlichungen zur Fundamentalopposition der '68er. Es beschäftigt sich hauptsächlich mit ihrer Zeit in der Mainmetropole während der 1960er und 1970er Jahre. Es ist aber gleichzeitig eine Abrechnung mit der deutschen Geschichte und dem Antisemitismus, eine Verteidigung der Revolte von 1968 und eine Aufforderung, dem Konformismus zu widerstehen. Heider selbst kommt aus einer linksliberalen Familie mit Sympathien für die Verfolgten der Nazis, für Juden und Kommunisten; der Antifaschismus bot hierfür die ideologische Klammer.

Die Schulzeit im humanistischen Lessing-Gymnasium in den frühen 1960er Jahren war eine Tortur, Lehrer berichteten schwärmerisch vom Russlandfeldzug und eine Lehrerin bekundete nach einem Lippenbekenntnis zum Toleranzgebot gegenüber Juden, „auf die Nerven gehen sie mir ja auch“. Prüderie und Keuschheitsgebote begleiteten die ersten sexuellen Annäherungen auf peinlichen Schulveranstaltungen. Damit machten die Revolte und das Leben im Kolbheim Schluss: „Alle hatten etwas von dem, was mich selbst überall ausschloss. Jeden Einzelnen konnte ich mir als notorischen Lehrerschreck, einsamen, sensiblen Schulintellektuellen oder schwarzes Schaf seiner Familie vorstellen. Zum ersten Mal im Leben fühlte ich mich am richtigen Platz“ (S. 48).

Mit viel Geduld und Rückschauvermögen nimmt sich Ulrike Heider die damalige Zeit vor und beschreibt die Kernangriffspunkte von '68: die personell und strukturell an allen Orten anzutreffenden Kontinuitäten des Nationalsozialismus, aber auch die herrschende Kleinfamilie als „Zwangsgemeinschaft sexuell frustrierter, zerstrittener und strafend erziehender Eltern mit ihren Opfern, den Kindern“ (S. 51). Eine Zwangsgemeinschaft, die als Brutstätte faschismusanfälliger Mentalität begriffen wurde. Deutlich hebt Heider auch das Gefühl der

Befreiung hervor, welches die Theorie und die Kritik in einer sentimental-verkleisterten Gesellschaft, die nichts begreifen, nur verdrängen wollte, verschaffte: „Die einzigen, von denen Antwort kam, waren die der Aufklärung verpflichteten Philosophen Horkheimer, Adorno, Marcuse und der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich, der die Auschwitzprozesse beobachtet hatte. Sie schrieben und sprachen nicht nur über die politische deutsche Vergangenheit, sondern auch über das gestörte Verhältnis der Faschisten zur körperlichen Liebe, über den Zusammenhang zwischen unterdrückter Sexualität und Führerverliebtheit“ (S. 125).

Als Germanistikstudentin erlebte die Autorin die Auseinandersetzung mit den Nazi-Germanisten, die für Minnegesänge, Gottfried Benn und Ernst Jünger schwärmten. Sie fing an, den marxistischen Literaturtheoretiker Hans Meyer zu lesen, und beteiligte sich an den Go-ins, den Störungen von Lesungen reaktionärer Professoren. In den Tagen der Revolte wurden an der Frankfurter Universität mehrere wissenschaftliche Institute besetzt, zeitweise in eigene Regie übernommen und umbenannt: aus dem Soziologischen Institut wurde das „Spartakus-Institut“.

Nach einer Phase der inneruniversitären Subversion machte ab 1969 die Parole von der Ausweitung der studentischen Bewegung die Runde. Dies hatte einige Obsküritäten zur Folge... Als zum Teil grausame Wendung beschreibt sie den bereits einsetzenden Dogmatismus des Parteiaufbaus, die Gründung von ML-Parteien, die allesamt die Arbeiterklasse in den richtigen Arbeiterstaat führen wollten. Die unangenehmen Begleit- und Zerfallserscheinungen der Revolte werden in diesem Buch nicht unter den Tisch gekehrt, sondern mit großer Genauigkeit beschrieben, beispielsweise die sogenannte Lederjackenfraktion innerhalb des Frankfurter SDS. „Im März 1969 überrumpelten sie eine für ihre Theoretiker bekannte Wohngemeinschaft, warfen Bücher zum Fenster raus und hinterließen an der Wand die Parole: ‚Ins KZ mit dem Pack der Intellektuellen‘. In seltsamem Widerspruch zu ihrer Haschkultur äußerten die Lederjacken in Frankfurt als erste

den Anspruch, die maoistische oder marxistisch-leninistische „Partei aufzubauen“ (S. 54).

Doch es gab auch andere Tendenzen: Antiautoritär Gebliebene aus der Basisgruppe Germanistik gründeten mit denjenigen, die an Schulungen von Hans-Jürgen Krahl zu Marx und dem Materialismus teilgenommen hatten, eine „Betriebsprojektgruppe“: einen Zirkel, der die Möglichkeit der Zusammenarbeit mit Fabrikarbeitern und Fabrikarbeiterinnen diskutierte. Viele rebellische Arbeitsmigrant/innen – aus Italien, Spanien, der Türkei – waren nach Deutschland gekommen und mischten die Verfasstheit der bisherigen Arbeiterschaft ordentlich auf. Bevor sie dies wahrnehmen konnten, mussten die Neuen Linken jedoch erst einmal die praxisferne Kritische Theorie überwinden. Die einstigen Vorbilder und Lehrer hatten sich wie Adorno als eher kontemplativ agierend, wie Horkheimer als antikommunistisch und wie Habermas als reformistisch entpuppt. Sie standen dem Protestgeschehen fremd gegenüber und wollten sich entweder lediglich positiv aufs Grundgesetz und sogar auf die „zivilisatorische“ USA beziehen oder aber gegen den angeblichen „Linksfaschismus“ der antiautoritären Studentinnen und Studenten polemisieren. Ulrike Heider beschreibt die Agitationsversuche des *Revolutionären Kampfes*, der aus diesen Betriebsprojektgruppen entstand und einige „Kader“ in die Opelwerke nach Rüsselsheim schickte, mit großer Sympathie, aber auch mit einem amüsierten Augenzwinkern. Jonny, einer der auffällig vielen Pfarrerskinder der Bewegung, hatte als RK-Innenkader nach einem provokanten Auftritt bei der Opel-Betriebsversammlung seinen Job verloren. „Er hatte ein glückliches Lachen im Gesicht, als wäre ihm eine große Ehre zuteil geworden. Als ich ihm gratulierte, dachte ich: Glück hat er gehabt, hat nicht allzu lange schufteln müssen. Jetzt ist er wer, kann morgens wieder ausschlafen und wird noch mehr Erfolg bei den Genossinnen haben. Die anderen vom RK werden früher oder später auch rausfliegen oder einfach kündigen. Der Rest aber wird bis zum Lebensende am Fließband stehen“ (S. 85).

Die Bekanntschaft mit einem Anarchisten und die Lektüre des Suhrkamp-Buchs *Anarchismus. Begriff und Praxis* von Daniel Guérin ließen Ulrike Heider zur Libertären werden. Dass sie diese Überzeugung noch heutzutage vertritt, zeigt sich, etwa wenn sie für ein Buchprojekt zum amerikanischen Anarchismus forscht und sich mit New Yorker Punk-Hausbesetzern solidarisiert. Weit entfernt davon, dem privatistischen Individualanarchismus etwas abgewinnen zu können, fühlt sich Heider eher den Bohèmiens und weniger den Kadern der damaligen Bewegung verbunden. Der RK wollte sie nicht aufnehmen, sie sei nur eine „Halbgenossin“; eine/r vom RK musste ihre „bürgerliche Kleidung“ gerügt haben. So trat sie der Stadtteilgruppe *Roter Gallus* bei, die sich im traditionell „roten“ Gallusviertel, einem unschönen Arbeiterquartier im industriellen Südwesten Frankfurts, in der Stadtteilarbeit versuchte.

Nun folgte die Zeit der besetzten Häuser und der Versuche, in den neu gegründeten Kommunen ein anderes Leben zu leben. Hier ging man daran, den Vorsatz, „freie Liebe“ zu praktizieren, in die Tat umzusetzen; man (und frau) fühlte sich vom subproletarischen Charme ehemaliger Anstaltszöglinge aus dem Staffelberg angezogen, die man in die neuen Strukturen integrieren wollte, nachdem man sie – von der „Randgruppenstrategie“ Herbert Marcuses beeinflusst – aus den knastähnlichen Zuständen „befreit“.

Hier taucht der Leser und die Leserin mit Ulrike Heider noch mal ein in die Kultur nach '68. Von Kritik und distanzierter Sympathie sind ihre Beschreibung der 1970er Jahre durchzogen: Sie beschreibt das individualanarchistische Spontidasein, die inneren Widersprüche in den besetzten Häusern, verrückte Abwendungen vom „bürgerlichen Leben“, die wiederum in Rückkehrbewegungen enden sollten, die neue Innerlichkeit und Esoterik, die vor allem in der Frauenbewegung um sich griff. Heider schildert die Zerfallserscheinungen der Revolte mit großer Genauigkeit; nur am Rand dieses Milieus war kritisches Denken noch möglich.

Breiten Raum nimmt die Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus in diesem Buch ein. Da einige Hauseigentümer in Frankfurt Juden waren, wurde den damaligen Hausbesetzern der Vorwurf der Judenfeindlichkeit an den Kopf geschleudert. „Dieser Vorwurf kam von CDU-Politikern und vom Oberbürgermeister Rudi Arndt, dem von uns bestgehassten SPD-Politiker der Stadt“ (S. 191). Damals fühlte sich die Bewegung über solche Anwürfe erhaben, konnte sie doch selbst auf einige Juden – der Prominenteste war Daniel Cohn-Bendit – in ihren Reihen verweisen, und die Diffamierung der radikalen Linken als eine potenziell faschistische Bewegung war nicht neu. „Ich denke heute noch immer, dass die Besetzung leer stehender Häuser nichts mit Antisemitismus zu tun hat. Doch schlichen sich im Zuge des Populismus der Bewegung gegen Zerstörung von Wohnraum Vokabeln und Bilder der Agitation vergangener Epochen ein, die entweder schon zur Zeit der Entstehung vom ‚Sozialismus der dummen Kerls‘ infiziert waren oder im Laufe der Zeit etwas davon angenommen hatten“ (S. 191). Solcherart belegte Begriffe wie das Wort „Spekulant“ stoßen ihr heute bitter auf.

Genauso geht es ihr aber auch mit dem instrumentellen Antisemitismusvorwurf. Gerade aus den USA zurückgekehrt, wo sie sich an den spärlichen Antikriegsdemonstrationen gegen den Golfkrieg 1991 beteiligte, kam sie in Frankfurt in eine Veranstaltung, in der sich ehemalige SDS-Genossen hinter den „zivilisatorischen Westen“ stellten und sich aus Solidarität mit Israel zum „Bellizismus“ bekannten. Ulrike Heiders zerknirschter Kommentar: „Im frisch vereinigten Deutschland nun begegnete ich zu meinem größten Erstaunen bald ‚linken‘ Kriegsbefürwortern, die mit einer ‚besonderen Verantwortung der Deutschen für Israel‘ argumentierten und den Kriegsgegnern ‚Antisemitismus‘ vorwarfen. [...] Detlev Claussen, einer der profiliertesten Krahl-Schüler, bekannte sich aus Solidarität mit Israel zum Krieg, zum ‚Bellizismus‘, wie er sich ausdrückte. Auch ich hatte linken Antisemitismus kritisiert. Auch die Kritik an der bundesrepublikanischen Friedensbewegung der 1980er Jahre wegen ihrer nationalen Fantasie von Deutsch-

land als dem größten Opfer eines künftigen Nuklearkrieges und wegen ihres oft rechtslastigen Antiamerikanismus hatte ich geteilt. Dass aber jetzt deutsche Linksintellektuelle mit dem Antimilitarismus der Nachkriegspazifisten, der Ostermarschierer und der Neuen Linken brachen, um einen angeblich gerechten Krieg zu propagieren, entsetzte mich“ (S. 219 f.). Heider weiß eine interessante Anekdote zu berichten, die die Hinwendung zum Krieg, die viele Linke auf dem Weg zur Macht unternahmen, erhellen kann: Sie beschäftigt sich mit dem Streit in der Frankfurter Linken 1982 um die Goethepreis-Verleihung an Ernst Jünger. Jünger verehrte den Krieg, war ein Vertreter des deutschen Ultrationalismus und gilt als einer der vielen Vorläufer des Nationalsozialismus; sein Antisemitismus ist belegt. Dessen ungeachtet bekannte Joschka Fischer, dass allein der gelungene Fez um seinen Preis ihn in seinen Augen „preiswürdig“ mache, und: „Der Publizist [Daniel Cohn-Bendit] ließ durchblicken, dass er Jünger für einen großen Schriftsteller hielt, dem ein paar Kleingeister am Zeug zu flicken versuchen. Und das war auch, was ich als mehrheitliche Meinung im Raum verspürte“ (S. 253). Jüngers Blutrausch-Irrationalismus kam bei den Ex-Spontis gut an. Heider resümiert: „Das also bedeutete das Gerede vom Verschwinden des Unterschieds zwischen links und rechts. Jünger'scher Anarch und sozialistischer Anarchist, Militanz und Militarismus wurden eins“ (S. 545).

„Die Jünger-Veranstaltung in der Batschkapp hatte mir die Augen geöffnet. Überall sah, hörte und las ich jetzt die neuen Schüler von Nietzsche und Heidegger, der beiden deutschen Meister, die auf dem Umweg über Frankreich nach Hause zurückgekehrt waren. Irrationalismus und Antihumanismus triumphierten nach fast 20jähriger Pause, Leidensverherrlichung und Todessehnsucht feierten ein glänzendes Comeback“ (S. 256).

„Keine Ruhe nach dem Sturm“ ist nicht nur eine Liebeserklärung an die Revolte, eine Kritik der sie begleitenden Irrungen und eine schonungslose Offenlegung, auf welchen Wegen durch die 1970er und 1980er die ehemaligen Genossen im Zentrum der Macht angelangt

sind. Es ist auch ein wichtiges Dokument, das hilft, die Revolte, ihre Protagonisten und die artikulierten Interessen und Bedürfnisse adäquat einzuschätzen.

Gerhard Hanloser

Dies ist eine Veröffentlichung der **Sozial.Geschichte Online**
lizenziert nach [Creative Commons – CC BY-NC-ND 3.0]

Sozial.Geschichte Online ist **kostenfrei und offen** im Internet zugänglich. Wir widmen uns Themen wie dem Nationalsozialismus, dessen Fortwirken und Aufarbeitung, Arbeit und Arbeitskämpfen im globalen Maßstab sowie Protesten und sozialen Bewegungen im 20. und 21. Jahrhundert. Wichtig ist uns die Verbindung wissenschaftlicher Untersuchungen mit aktuellen politischen Kämpfen und sozialen Bewegungen.

Während die Redaktionsarbeit, Lektorate und die Beiträge der AutorInnen unbezahlt sind, müssen wir für einige technische und administrative Aufgaben pro Jahr einen knapp fünfstelligen Betrag aufbringen.

Wir rufen deshalb alle LeserInnen auf, uns durch eine **Spende** oder eine **(Förder-)Mitgliedschaft** im *Verein für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts e.V.* zu unterstützen, der diese Zeitschrift herausgibt und gemeinnützig ist.

Spenden und Mitgliedsbeiträge sind steuerabzugsfähig, deswegen bitten wir, uns eine E-Mail- und eine Post-Adresse zu schicken, damit wir eine Spendenquittung schicken können.

Die Vereinsmitgliedschaft kostet für NormalverdienerInnen 80 € und für GeringverdienerInnen 10 € jährlich; Fördermitglieder legen ihren Beitrag selbst fest.

Mitgliedsanträge und andere Anliegen bitte an

SGO-Verein [at] janus-projekte.de oder den

Verein für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts e.V.
Cuvrystraße 20a
(Briefkasten 30)
D-10997 Berlin

Überweisungen von Spenden und Mitgliedsbeiträgen bitte an

Verein für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts e.V.
IBAN: DE09 1002 0500 0001 4225 00, BIC: BFSWDE33BER,
Bank für Sozialwirtschaft